

Zachary Sng

## **Das Fehlläuten der Nachtglocke Zu Kafkas Erzählung *Ein Landarzt*<sup>1</sup>**

Kafkas Romanfragment *Das Schloss* eröffnet mit einer Reihe von Szenen, in denen der verwirrte Protagonist K. seinen Platz in der Gemeinschaft, in der er gerade angekommen ist, zu bestimmen sucht. Seine Schwierigkeiten bestehen hauptsächlich darin zu beweisen, dass er vom Schloss als neuer Landvermesser gerufen wurde und sich nicht einfach als Vagabund ohne Aufenthaltsgrund und -berechtigung in der Gegend herumtreibt. Zum Ende des ersten Kapitels zeigt sich, dass diese Schwierigkeiten keineswegs so ohne weiteres zu beseitigen sein werden und dass die Frage, ob K. überhaupt vom Schloss gerufen wurde, sich als vertrackt erweisen wird. Es gibt insbesondere eine Szene, in der sich die kommenden Probleme unheilvoll andeuten:

Das Schloß dort oben, merkwürdig dunkel schon, das K. heute noch zu erreichen gehofft hatte, entfernte sich wieder. Als sollte ihm aber noch zum vorläufigen Abschied ein Zeichen gegeben werden, erklang dort ein Glockenton, fröhlich beschwingt, eine Glocke, die wenigstens einen Augenblick lang das Herz erbeben ließ, so als drohe ihm – denn auch schmerzlich war der Klang – die Erfüllung dessen, wonach er sich unsicher sehnte. Aber bald verstummte diese große Glocke und wurde von einem schwachen eintönigen Glöckchen abgelöst, vielleicht noch oben, vielleicht aber schon im Dorfe. (S 29)

Die Glocke fungiert als Vorbote der Erfüllung, als Zeichen all dessen, was im Herbeigerufenwerden, in der Anstellung versprochen schien – »die Erfüllung dessen, wonach er sich unsicher sehnte«, aber sie ist gleichzeitig Geste der Entlassung, Zeichen zum »vorläufigen Abschied«. Während K. mit dieser Ambivalenz ringt und sich fragt, ob die Glocke nun angemessener mit einem Akt der Annäherung an das Schloss oder vielmehr mit dem resignierten Rückzug zu beantworten ist, wird die Frage vorweggenommen in Form einer anderen Glocke, die in Erwiderung der ersten zu läuten beginnt. Die erste Glocke wird verdoppelt oder genauer: »abgelöst«, gleichsam gelöscht durch eine zweite, bevor die Bedeutung des ersten Läutens auch nur ansatzweise klar geworden wäre. Der zweite Glockenschlag ist dann sogar noch von größerer Ungewissheit geprägt, ist sein Ursprung doch völlig unklar. Das Spiel mit dem Wortpaar *schon* und *noch* hebt die hier wirksame Unlokalisierbarkeit hervor. K. nimmt das Schloss »dort oben« als »dunkel schon« aber möglicherweise zum Tagesende »noch zu erreichen« wahr; er wähnt sich zu Beginn des Ab-

schnitts noch auf dieser Seite einer Schwelle. Zum Ende der Passage hat sich das *schon-noch* chiasmatisch zum *noch-schon* verkehrt: Die zweite Glocke könnte »vielleicht noch oben«, ebenso gut »vielleicht aber schon im Dorfe« läuten. Wenn Schloss und Dorf die zwei Pole von Oben und Unten repräsentieren, so verschiebt sich K.s Position im Verlauf des Abschnitts, der durch die Dauer des Läutens narrativ rhythmisiert wird, von der einen auf die andere Seite der Schwelle. Der Moment der Umkehrung, der die Einstellung zur Ablehnung, zur vorauseilenden Entlassung wendet, muss stattgefunden haben, kann aber nicht lokalisiert werden.

Kafkas Romanfragment über dieses Subjekt, das nicht weiß, ob es kommt oder geht, ist einer der zentralen Texte für eine von Rüdiger Campe in seinem Aufsatz »Kafkas Institutionenroman. *Der Proceß*, *Das Schloß*«<sup>2</sup> eingeführte genrehistorische Argumentation. Campe beobachtet, dass das souveräne, autonome Subjekt, das über seine eigene Lebensbeschreibung verfügt und sie mitzuteilen versteht, die Grundlage für das Genre des Romans darstellt, wie es in den Literaturgeschichten definiert wurde, und dass die einzigartigen perspektivischen Möglichkeiten, die mit dieser Autonomie einhergehen, das Genre von allen anderen Formen der Erzählprosa trennen. Diese Art von Subjekt ist allerdings vollständig abwesend in Kafkas Romanen, in denen der Protagonist typischerweise von einem Defizit oder Mangel behaftet ist. Da die Selbstbetrachtung und Selbstbegründung des Subjekts sich in ihnen nur ergibt als Antwort aus einer An- oder Berufung, die von einer Institution ausgeht, ist die Artikulation von Subjektivität von ihrem Ursprungmoment an als parasitär oder abgeleitet gegenüber der entsprechenden Institution markiert. Diese Signatur legt den Schluss nahe, dass Kafkas Romanfragmente das Genre entscheidend modifizieren. Mit dem Begriff des Institutionenromans versucht Campe dieser Modifikation Rechnung zu tragen:

Die inhaltlich ausgeführte Autobiographie, die Erzählung des Individuums, kann im Text des Processes fehlen, weil sie ohnehin vom Diskurs der Institution artikuliert ist. Von einer romangemäßen autobiographischen Perspektive des Individuums bleibt im *Proceß* nur der formale Augenblick der Subjektivität. (198)

K. gelangt niemals dazu, seine Lebensgeschichte zu erzählen, und selbst wenn er eine solche Schilderung und Selbst-Erzählung geliefert hätte, so wäre sie doch nur eine Antwort auf die Frage von Schuld oder Unschuld gewesen, die als institutionelle Leitunterscheidung am Beginn des Textes steht. In diesem Fall wäre seine Lebensgeschichte nicht mehr als eine erweiterte Antwort auf eine Reihe von Anschuldigungen, aus denen sich Kafkas romanförmige Gerichtsverhandlung konstituiert, und ihre Ursprünge lägen eher in der institutionellen Adressierung als im subjektiven Ausdruck.

Um den formalisierenden, substitutiven Effekt zu illustrieren, den die institutionelle Adressierung auf die Subjektivität hat, verweist Campe auf zwei

Schlüsselszenen des Textes, in denen Figuren mit institutioneller Autorität K. mit seinem Eigennamen (»Josef K.«) ansprechen:

In beiden Augenblicken gibt die Institution dem Kürzel K. die formale Eignung zur Autobiographie. Sie ergänzt den Vornamen, den der Erzähler nie verwenden wird; und sie erzielt die Aufmerksamkeit, Stockung und Sammlung, die dem ewig Zerstreuten eine Rücksicht auf sich selbst erst aufnötigt oder erlaubt: K. nickt; K. stockt. (199)

Hier geht es, mit anderen Worten, um weitaus mehr als darum, einer bereits existierenden Subjektivität einfach Ausdruck zu verleihen: Was hier beschrieben wird, ist die Konstituierung und Begründung des Subjekts. Besonders bemerkenswert erscheint dabei die Beobachtung, dass dieser Prozess der Subjektkonstitution immer wieder zurückverfolgt werden kann zu spezifischen Szenarien der Kommunikation in Kafkas Texten: Eine Vorbestellung, eine Frage, ein Ruf wird vernommen – und das Subjekt antwortet oder reagiert auf diese Kommunikationsakte. Die Asymmetrien dieser Situationen sind zumeist extrem, überschatten die Kraft und Autorität der typischen »Apostrophe der Institution« (198) in Kafkas Texten doch vollständig die zerbrechlichen Äußerungen der individuellen Subjekte, die sich außerhalb der oder gegen die Autorität des institutionellen Diskurses zu positionieren suchen. Das Ergebnis ist die Eliminierung der individuellen Spezifität und Substanz der Subjektposition, die in der Folge kaum mehr ist als die Position dessen, der von der Institution adressiert wird. Mit Campes Worten: »[D]er Träger der autobiographischen Geschichte wird reduziert auf eine bloße Adresse in den Fragen und Rufen der Institution«. (199) Diese Reduktion erschüttert das Gefüge des Romans, indem sie eine außerhalb der Kommunikationsakte verankerte stabile Subjektposition als perspektivische Grundlage unverfügbar macht. Was bleibt, ist die Repräsentation dieser Akte als endloser Prozess der Subjektkonstitution; der Institutionenroman »ist in diesem Fall die Antwort auf die Frage nach dem Subjekt«. (199)

Der so durch institutionelle Adressierungen evozierte, im Subjekt installierte Mangel lässt sich niemals auslöschen oder rückgängig machen durch die sukzessiven Versuche, diese zentrale Frage zu beantworten. Die endlose Prozessualität des Antwortens bestimmt Thema wie Struktur von Kafkas *Process*, eine tiefere Einsicht in ihre Mechanismen gewährt aber vor allem *Das Schloss*. In diesem Romanfragment ist der Moment der institutionellen Apostrophe auffällig abwesend; der »Moment eines ersten Anfangs der Beziehung, einer grundlegenden Anerkennung zwischen K. und der Institution« (203) liegt zum Beginn des Romans bereits in der Vergangenheit. Dies bedeutet nun keineswegs, dass er als gegeben und gesichert vorausgesetzt werden kann. Es sind vielmehr die Unzuverlässigkeit und Unbestimmbarkeit dieser ersten Adressierung, welche die Kette von Ungewissheiten erzeugen, die den Roman bilden:

Der Kampf der Anerkennung, in dem K. sich von nun an begriffen sieht, ist die sekundäre Anerkennung [K.s durch die Institution], die immer unter der Hypothese einer ersten – wahren oder falschen – Anerkennung steht. Die Ereignisse des Romans sind nichts als unentwegte re-entries der ersten Grenzüberschreibung, des Eintritts von K. ins Dorf, das zur Domäne des Schlosses gehört. Vom Sinn dieses ersten Ereignisses oder Übertritts über die Bedeutungsgrenze der Institution entfernt er sich mit jedem re-entry weiter. Ob das erste Ereignis ein unerlaubter Grenzübertritt und ein unerhörtes Ereignis war oder nicht, wie unzugänglich unter der unaufhörlich sich fortschreibenden Wiederinszenierung des Nicht-Ereignisses der elementaren Beziehung zwischen K. und der Institution. (204)

Die Wiederholung ist so hoffnungslos wie zwanghaft, denn die Hypothese einer »ersten Anerkennung« lässt sich niemals als wahr oder falsch auflösen, sondern kann nur beharrlich als Hypothese wieder inszeniert werden. Campe's Beschreibung nimmt die Logik von Eintritt und Übertritt auf, aber diese Verortung kann gewiss auch auf die Ebene der Kommunikation erweitert werden: Die Unverifizierbarkeit des ersten Kommunikationsaktes führt zu einer Proliferation sekundärer Adressierungen und Apostrophen, die alle mit dem Makel des Mangels behaftet sind und diesen originären Mangel, das Nicht-Ereignis der ersten Apostrophierung, nur wieder inszenieren und wieder einschreiben können.

Die sich durch Kafkas Roman ziehenden gescheiterten Kommunikationsversuche mit dem Schloss nehmen ihren Ausgang also nicht von irgendeinem rein empirischen oder technischen Zusammenbruch von Kommunikationsmodi oder -medien; sie sind Symptome eines gravierenderen Problems. Es gilt, die Logik der Wiederinszenierung, die Campe am Werk sieht, abzugleichen mit der Erkenntnis, dass das originäre, in der Folge zu wiederholende Kommunikationsereignis niemals wirklich Ereignischarakter hatte, dass die originäre Apostrophierung nicht zu lokalisieren ist. Diese Unmöglichkeit erklärt sich nicht durch die begrenzten Kenntnisse über das Schloss, das die Sprecher haben; sie ist auch nicht abhängig von der jeweiligen Position eines Subjekts hinsichtlich der institutionellen Topografie und ihrer konzentrischen Kreise der Macht. Es ließe sich durchaus eine gegenteilige Schlussfolgerung ziehen: Die Schwierigkeit, das Wissen irgendeines Sprechers über das Schloss oder seinen Platz inner- oder außerhalb des Geltungsbereiches der Amtsgewalt des Schlosses genauer zu beurteilen, sind vielleicht Funktionen der Ungewissheiten, die den Status der vom Schloss ausgehenden Kommunikationsakte betreffen. Illustriert wird dies durch eine von der als »Vorsteher« bekannten Figur vorgetragene eigentümliche Rede:

Und nun komme ich auf eine besondere Eigenschaft unseres behördlichen Apparates zu sprechen. Entsprechend seiner Präzision ist er auch äußerst empfindlich. Wenn eine Angelegenheit sehr lange erwogen worden ist, kann es, auch ohne daß die Erwägungen

schon beendet wären, geschehn, daß plötzlich blitzartig an einer unvorhersehbaren und auch später nicht mehr auffindbaren Stelle eine Erledigung hervorkommt, welche die Angelegenheit, wenn auch meistens sehr richtig, so doch immerhin willkürlich abschließt. Es ist als hätte der behördliche Apparat die Spannung, die jahrelange Aufreizung durch die gleiche vielleicht an sich geringfügige Angelegenheit nicht mehr ertragen und aus sich selbst heraus ohne Mithilfe der Beamten die Entscheidung getroffen. Natürlich ist kein Wunder geschehn und gewiß hat irgendein Beamter die Erledigung geschrieben oder eine ungeschriebene Entscheidung getroffen, jedenfalls aber kann wenigstens von uns aus, von hier aus, ja selbst vom Amt aus nicht festgestellt werden, welcher Beamte in diesem Fall entschieden hat und aus welchen Gründen. [...] Nun sind wie gesagt gerade diese Entscheidungen meistens vortrefflich, störend ist an ihnen nur, daß man, wie es gewöhnlich die Sache mit sich bringt, von diesen Entscheidungen zu spät erfährt und daher inzwischen über längst entschiedene Angelegenheit noch immer leidenschaftlich berät. Ich weiß nicht ob in Ihrem Fall eine solche Entscheidung ergangen ist – manches spricht dafür, manches dagegen – [...]. (S 110f.)

Ohne Zweifel allegorisiert diese anthropomorphistische Darstellung des willkürlichen Apparates und seiner Entscheidungsprozesse eine fundamentale totalitäre Struktur. Aber die Passage erhellt auch das Konzept einer an das Subjekt gerichteten Adresse der Institution. Der Moment der Entscheidung gleicht einem körperlichen Ausbruch, einem unwillkürlichen Zucken, das weder seine Ankunft ankündigt noch Spuren hinterlässt. Es lässt sich nicht vorab oder im Nachhinein berechnen oder lokalisieren, und wie der zuckende Körper verweigert es die Möglichkeit einer bedeutungsvollen Beziehung zwischen innerem Entschluss und äußerem Ausdruck. Der langsame Aufbau einer Spannung bis zum Moment der so unausweichlichen wie plötzlichen Entladung ist durchaus lesbar als Paraphrase der Mechanismen, in denen elektrische Signale zur Steuerung von Kommunikationsinstrumenten verwendet werden. Der zitierte Abschnitt nimmt allerdings eine entscheidende Revision solcher Situationen vor, indem er die Signale nicht als reine Träger, sondern als Agenten und Produzenten des Inhalts vorstellt. Eine Entscheidung wird nicht andernorts gefällt und dann von diesen Signalen übertragen, vielmehr stellt die Produktion des Signals selbst die Entscheidung dar.

Die Fluktuationen und Empfindlichkeiten dieses Systems nervöser Energie kennzeichnen demnach nicht einfach einen Übertragungsapparat, der Entscheidungen übermittelt, die in einem sicheren, stabileren, weniger von den kontingenten Eigenschaften natürlicher Körper affizierten Umfeld getroffen wurden; es lässt sich, mit anderen Worten, nicht als ein ›reines‹ Medium vorstellen. Stattdessen lässt dieses chaotische Umfeld eine Vielzahl von Dingen ineinander kollabieren; es verweigert die Möglichkeit, den Agenten, den Inhalt und die Form der Übermittlung der Entscheidung voneinander zu trennen. Indem in ihm Sender, Medium und Botschaft ineins gesetzt werden, vermehrt der Abschnitt die Ungewissheiten hinsichtlich der Kommunikationsakte des

Schlosses eher als sie zu reduzieren und verkompliziert weiterhin jeden Versuch, den Moment und die Natur der institutionellen Adressierung des Subjekts doch noch auszumachen. In der Begrifflichkeit der institutionellen Topographie, die Campe als zentral für die Struktur der Romane Kafkas beschreibt: Ein gähnender Abgrund offenbart sich zwischen einem unerreichbaren *Amt* und einem unbenennbaren, nicht-identifizierbaren *Beamten*. Wer vermöchte zu sagen, ob der Vorsteher überhaupt autorisiert oder befähigt ist, über den institutionellen Apparat zu sprechen? Wenn er nicht einmal in der Lage ist, die wahre Machtstruktur zu erkennen, die in seinem kleinen Haushalt waltet – so legt es zumindest eine andere Figur K. später nahe –, über welchen Einblick könnte er wohl hinsichtlich der Operationen von etwas so komplexem wie dem Schloss verfügen? Der von ihm skizzierte Riss zwischen *Amt* und *Beamtem*, zwischen legitimierender Institution und dem im Namen der Institution handelnden Individuum, sucht auch seine eigene Rede heim und vergrößert die Möglichkeit, dass sein Verständnis der Institution wie auch des von ihm darin reklamierten Platzes verkehrt ist. Genau diese Unzuverlässigkeit lässt seine Rede aber auch herausragen: Die Worte des Vorstehers exemplifizieren exakt das Problem, das er zu beschreiben sucht. Indem er die Frage stellt, wer – und ob überhaupt jemand – über die oder im Namen der Institution sprechen kann, findet der Vorsteher sich in die Problematik verwickelt, die er darzustellen bemüht ist. Seine Rede wird nur eine weitere in der Reihe erregter Äußerungen, welche die Sprache der Institutionen bilden. Der Institutionenroman mag die Möglichkeit einer sich selbst schreibenden, selbst autorisierenden Subjektivität versagen, die individuellen Äußerungsakten zugrunde liegen und sich durch sie außerhalb der institutionellen Bestimmung ausdrücken könnte; aber die sich daraus ergebenden Folgen sind mindestens ebenso gravierend für die Idee eines institutionellen Diskurses, der die im Namen der Institution getätigten individuellen Kommunikationsakte grundieren und begründen soll.

In diesem Sinne hat das »Nicht-Ereignis[] der elementaren Beziehung zwischen K. und der Institution« (204), das Campe beschreibt, seinen Ursprung im flüchtigen Grund einer Sprache, die von Subjekt und Institution geteilt wird. Wie lässt sich ausmachen, ob K. jemals als Landvermesser gerufen wurde? Falls eine solche Entscheidung jemals als Berufung kommuniziert worden sein sollte, so war sie weder vorhersehbar noch später auffindbar. Falls eine solche Äußerung jemals getätigt worden sein sollte, so war sie weder durch eine abstrakte Institution – das Amt – autorisiert, noch jemandem zuzuschreiben, der individuell (als Beamter) im Namen der Institution hätte sprechen können. Um den Charakter und die Bedeutung von Kafkas genrespezifischer Innovation mit Rücksicht auf den Roman als das Genre der Subjektivität *par excellence* angemessen einschätzen zu können, bedarf es der Aufmerksamkeit für diesen entscheidenden Punkt: Kafka verschiebt nicht einfach den Akzent der agierenden, den Text determinierenden Kraft vom individuellen Subjekt auf die Institution oder setzt die Institution an den zuvor vom Subjekt einge-

nommenen Platz, sondern führt beide unter dem gemeinsamen Vorzeichen eines symmetrischen Unheils eng. Es ist jedenfalls unbestreitbar, dass die ganze Schwere des aus diesem Unheil entstehenden Leids nicht nur im *Schloss*, sondern auch in anderen Texten Kafkas vom Subjekt getragen werden muss. Wie antwortet man auf eine Anrufung, wenn man sich nicht sicher sein kann, dass sie sich tatsächlich als Anrufung (und nicht als Produkt einer nervösen Anomalie) vollzogen hat? Die erste Aufgabe besteht sicherlich darin zu ermessen, was die Berufung mit sich bringt, bevor sich überhaupt Verantwortung übernehmen und entsprechend handeln lässt. Wenn sich schon das erste Ermessen als verkehrt erweist, so droht alles Folgende den ursprünglichen Fehler stetig zu wiederholen und noch zu verschlimmern. Und genau das passiert im Roman: Der Traum einer zunehmend unwahrscheinlichen (Land)*Vermesserschaft* erweist sich als Albtraum einer immer wahrscheinlicheren *Vermessenheit*.<sup>3</sup>

\*\*\*

Bereits an diesem Punkt von Kafkas Romanen zu einer kürzeren Erzählung überzugehen mag übereilt erscheinen. Es gibt gewiss noch weitaus mehr über die Sprache der Institutionen in Kafkas Romanen und über ihre genrespezifischen Implikationen zu sagen. Die Frage des Status einer Urszene des Rufes bei Kafka kann oder sollte allerdings nicht auf die Romane beschränkt bleiben. Sie erzeugt im Gegenteil eine Vielzahl textueller Spuren in den von Kafka hinterlassenen Romanen, Erzählungen, Tagebüchern und Briefen. Der Rest dieses Aufsatzes wird sich innerhalb dieses Konvolutes der Untersuchung eines Stranges widmen, der neue Perspektiven für eine Diskussion der Sprache der Subjekte und Institutionen in Kafkas Werk eröffnen soll.

Im April 1917 sandte Kafka Martin Buber zwölf zur Publikation vorgesehene Erzählungen, die von folgendem Brief begleitet wurden:

Sehr verehrter Herr Doktor!

Meine Antwort hat sich um einige Tage verzögert, da die Sachen erst abgeschrieben werden mußten. Ich schicke 12 Stücke. Zwei davon »Der neue Advocat« und »Ein Landarzt« liegen beim Marsyas; sollten Ihnen jedoch gleich diese zwei Stücke brauchbar erscheinen, hole ich sie aus dem Marsyas heraus; das wird wohl nicht allzuschwer sein. Alle diese Stücke und noch andere sollen später einmal als Buch erscheinen unter dem gemeinsamen Titel: »Verantwortung«

Ihr herzlichst ergebener

F. Kafka<sup>4</sup>

Diese Sammlung von zwölf Stücken wurde 1920 im Kurt Wolff Verlag veröffentlicht, allerdings unter dem von Kafka dann gewählten Titel *Ein Landarzt. Kleine Erzählungen*. Die Relevanz des Themas und Motivs der ursprünglich

titelgebenden *Verantwortung* für Kafkas Texte im Allgemeinen und speziell für die hier zu verhandelnde Sammlung von Erzählungen ließe sich gewiss ohne Schwierigkeiten demonstrieren.<sup>5</sup> Das Wort selbst ist natürlich bereits hochsuggestiv: Zumeist hört man darin die Bedeutung des Tragens einer subjektorientierten, selbst auferlegten ethischen Bürde. Selbst wenn auf keine andere Person (syntaktisch) Bezug genommen wird, so beinhaltet das Wort *verantworten* dennoch die Idee eines Antwortens, einer Antwort auf einen möglicherweise nicht näher spezifizierten Rufenden.

Man könnte argumentieren, dass in Kafkas Fall die Fragen hinsichtlich der Identität und des Status des unidentifizierten Rufenden, dem bei der Übernahme von Verantwortung zu antworten ist, von entscheidender Bedeutung sind. In einem Eintrag in das *Oktavheft H* aus dem Jahr 1918 macht Kafka folgende fragmentarische Bemerkung:

Wird Dir alle Verantwortung auferlegt, so kannst Du den Augenblick benützen und der Verantwortung erliegen wollen, versuche es aber, dann merkst Du, daß Dir nichts auferlegt wurde, sondern daß Du diese Verantwortung selbst bist. (N II 79f.)

Eine scheinbar von Außen auferlegte quälende Last verflüchtigt sich augenblicklich und hinterlässt ein Nichts, in dem das Subjekt nur sich selbst erblicken kann; der Moment der Auflösung der Verantwortung koinzidiert mit der Erkenntnis des Subjekts, mit dieser Verantwortung identisch zu sein. Akzentuiert wird dadurch der imaginäre Charakter von Verantwortung überhaupt, aber es ist bedeutsam zu vermerken, dass das Verschwinden der auferlegten Verantwortung und ihr Zusammenfallen mit dem Subjekt kein Moment der Freiheit oder (Selbst-)Ermächtigung signalisiert. Das symmetrische Spiel zwischen (*auf*)*erlegen* und *erliegen* ist illusionärer Natur; jener Moment der Unterwerfung oder des Todes des Subjekts ist keine reine Funktion der transitiven Gewalt einer vom Anderen auferlegten Verantwortung. Im Gegenteil: Die Erkenntnis über die Identität von Subjekt und Verantwortung scheint den bedrückenden Zug dieser Notiz kaum zu verringern; sie verschiebt die Last lediglich auf die unmögliche Aufgabe, eine mit einem selbst identische Verantwortung zu erfüllen oder abzulegen. Der Eintrag, der in Kafkas Oktavheft dem zitierten vorausgeht, enthält eine längere Einlassung zu demselben Phänomen:

Die erste Götzenanbetung war gewiß Angst vor den Dingen, aber damit zusammenhängend auch Angst vor der Notwendigkeit der Dinge und damit zusammenhängend Angst vor der Verantwortung für die Dinge. So ungeheuer erschien diese Verantwortung daß man sie nicht einmal einem einzigen außermenschlichen Wesen aufzuerlegen wagte, denn auch durch Vermittlung bloß eines Wesens wäre die menschliche Verantwortung noch nicht genug erleichtert worden, der Verkehr mit diesem Wesen wäre allzu sehr von Verantwortung befleckt gewesen, deshalb gab man möglichst jedem Ding die Ver-

antwortung für sich selbst, mehr noch, man gab diesen Dingen auch eine gewisse Verantwortung für den Menschen. (N II 79)

Die im ersten Satz dieser scheinbar ätiologischen Erzählung konstruierte Kette von Zusammenhängen unterstreicht die Beobachtung, dass Kafkas Verantwortung keineswegs simplifizierend versteht, beispielsweise als etwas, das mit einer persönlichen ethischen Wahl zusammenhinge. Stattdessen beginnt seine Schilderung mit einem ursprünglichen Zustand der Angst. Angst vor den Dingen weicht Angst vor deren Notwendigkeit und schließlich Angst vor der Verantwortung für sie. Diese scheinbar simple Kette wirft mehr Fragen auf als sie beantwortet: Wie zum Beispiel soll die Angst vor der Notwendigkeit als zusammenhängend mit einer Angst vor Verantwortung wahrgenommen werden? Sollte nicht das schiere Faktum einer Notwendigkeit (der Dinge) das Individuum von einem Gefühl der Verantwortung für sie befreien? Der Schlüssel zum Verständnis dieser Verbindung liegt unwiederbringlich verborgen in dem rätselhaften Wort »zusammenhängend«, das diese Kette zusammenhält. In diesem Sinne reflektiert die Kette keine kausale Relation oder zeitliche Hierarchie, sondern eine Konstellation von Begriffen, die um den zentralen Affekt der Angst gruppiert sind. Kafkas »Angst« erscheint – so wie Kierkegaards – seltsam abgelöst oder unabhängig von ihren mutmaßlichen Objekten: Die insistierende Wiederholung des Worts im Zusammenhang mit verschiedenen Objekten unterstreicht nur den Primat der Angst selbst und legt nahe, dass es sich bei ihr um einen allen Objektbeziehungen vorgängigen Zustand handelt, der erst nachträglich auf ein Objekt gerichtet wird.

Im Zusammenhang mit der oben zitierten Passage gelesen heben Kafkas Bemerkungen die Tatsache hervor, dass Verantwortung niemals primär den Charakter einer dyadischen Relation (zwischen dem Empfänger und dem Sender irgendeiner Art von Ruf) hat und auch nicht triadisch über die Figur eines Dritten, eines Vermittlers (ein »außermenschliche[s] Wesen« wie etwa eine Institution) funktioniert. Wenn sie jemals diese Formen annimmt, so nur aufgrund einer strategischen Verweigerung des Subjekts, ein Identitätsverhältnis anzuerkennen: die Identität von Subjekt und Verantwortung. Da die dyadischen und triadischen Strukturen imaginäre Bildungen sind, werden sie immer instabil und offen für weitere Rekonfigurationen bleiben, und ihre Verschiebungen und Transformationen affizieren die ursprüngliche Struktur von Verantwortung nicht. Dies steht im Einklang mit der in dem oben zitierten Abschnitt vollzogenen finalen Wendung: der apotropäischen Geste der Umkehr. Jedem Ding die Verantwortung für sich selbst zu geben bedeutet nicht, die Wahrheit der Verantwortung (d.h. die Identität des Subjekts mit ihr) anzuerkennen, sondern markiert im Gegenteil eine blinde Reaktion der Verweigerung. Daraus erklärt sich die augenblickliche Inversion, welche die Dinge nun für uns verantwortlich macht. *Verantwortung* ist mit anderen Worten weder das Objekt der Erfüllung, noch kann sie von einer *Vermittlung* oder *Erleichterung*

rung betroffen sein. Sie basiert auf einem kommunikativen Akt, einem Antworten, aber dieses Antworten wird von der fatalen Möglichkeit affiziert, dass der Ursprung der ersten Frage oder Adressierung sich nicht außerhalb des Subjekts selbst finden lässt. Wenn es niemanden gibt, an den eine Antwort zu richten wäre, dann sind alle Bemühungen um Entlastung von der Verantwortung lediglich ein fortgesetztes Herumirren auf der Suche nach ihrem Bestimmungsort. Dies zu realisieren heißt wohl, der Verantwortung zu entsagen, denn es geht einher mit der Anerkennung der Unmöglichkeit, sie zu erfüllen; sie schlicht zu leugnen ist aber gleichermaßen sinnlos: Ohne Anerkennung der Identität von Subjekt und Verantwortung bleibt nur die Umkehrung der Polarität, das Hin- und Herschieben von Elementen, ohne die zugrunde liegende Struktur zu verändern.

Auch die Situation des Protagonisten in Kafkas Erzählung *Ein Landarzt* erscheint geprägt durch die Verwendung von blitzartigen Verschiebungen und Inversionen – eine fatalistische Struktur hinsichtlich der Möglichkeiten, die Verantwortung entweder zu erfüllen oder ihr zu entfliehen. Ein Landarzt begibt sich auf die Mission eines Besuchs bei einem Patienten, der seiner Dienste dringend bedarf, aber der Arzt entdeckt schnell, dass er selbst auf Hilfe angewiesen ist, fehlen ihm doch die Pferde, die ihn zum Patienten befördern sollen. Die Pferde werden ihm bereitgestellt, aber ihr mysteriöses Erscheinen beschwört ein weiteres Abhängigkeitsverhältnis herauf, denn mit der Abfahrt überlässt er sein Hausmädchen Rosa schutzlos den Zudringlichkeiten des Pferdekechtes. Gezwungen, seine Verantwortung für Rosa zwischenzeitlich zu ignorieren, unternimmt der Arzt die Reise zu seinem Patienten, nur um nach seiner Ankunft von dem Patienten gedrängt zu werden, ihn sterben zu lassen. Hinzu kommt die weitere Komplikation, dass dem Patienten nichts zu fehlen und für den Landarzt nichts zu tun scheint. In einer überraschenden Wendung wird in der Seite des Patienten plötzlich eine rätselhafte Wunde entdeckt, die ihn aller seiner Kräfte beraubt. An diesem Punkt wendet sich die Familie des Patienten gegen den Doktor, entkleidet und verspottet ihn auf eine fast rituelle Weise und legt ihn in das Bett neben den sterbenden Patienten. Der Arzt entkommt durch das Fenster, fest entschlossen, heimzukehren und Rosa zu retten, aber dieselben Pferde, die zuvor so gut ihren Dienst verrichteten, erweisen sich nun als Verräter, bringen ihn von seiner geplanten Route ab und verdammen ihn zu einem Leben der ewigen Wanderschaft.

Kafkas so kurzer wie dichter Text wirft eine Vielzahl von Rätseln auf; zahlreiche von ihnen sind zurückführbar auf die plötzlichen Verschiebungen in der Eigenwahrnehmung der Situation des Landarztes. Diese zeigen sich wiederum als Unsicherheiten über die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen ihm selbst und anderen Charakteren. Die Kompliziertheit dieser Beziehungen ist vom ersten Satz der Erzählung an evident:

Ich war in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor; ein Schwerkranker wartete auf mich in einem zehn Meilen entfernten Dorfe; starkes Schneegestöber füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm; einen Wagen hatte ich, leicht, großbräutig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt; in den Pelz gepackt, die Instrumententasche in der Hand, stand ich reisefertig schon auf dem Hofe; aber das Pferd fehlte, das Pferd. Mein eigenes Pferd war in der letzten Nacht, infolge der Überanstrengung in diesem eisigen Winter, verendet; mein Dienstmädchen lief jetzt im Dorf umher, um ein Pferd geliehen zu bekommen; aber es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da. (D 252f.)

Der affektgeladene Kontrast zwischen frustrierter Stasis und verzweifelter Bewegungsimpuls in dieser Eröffnungsszene ist unübersehbar, aber nicht weniger bemerkenswert ist der Umstand, dass die Bewegung von Objekten der Verantwortung gelenkt erscheint. Umgekehrt käme die Unfähigkeit (oder Weigerung), diese Bewegung zu vollziehen, einem Verzicht auf die Verantwortung gegenüber diesem Objekt gleich, einem Versagen, dem Ruf zu folgen. In dem fast komischen Pathos in der Klage – »aber das Pferd fehlte, das Pferd« – erscheint das Versagen des Landarztes gegenüber diesem ersten Appell, dieser ersten Instanz der Verantwortung – dem Schwerkranken – als kontingent und von materieller Natur, jedenfalls kaum zurückführbar auf persönliche Defizite. Der Fokus des Textes verschiebt sich so auf den Status dieses Mangels innerhalb einer triadischen Relation: Der Arzt möchte seine Verantwortung gegenüber seinem Patienten erfüllen, aber ohne eigenes Verschulden fehlt das von ihm für seine Pflichterfüllung benötigte Pferd. Solch eine Sicht auf den Text legt den Verdacht nahe, dass alle folgenden Verantwortungsbeziehungen modelliert oder sogar auf unheimliche Weise generiert sind durch dieses erste unvollständige Dreieck. Schon in diesem Eröffnungsabschnitt wird die durch ein abwesendes Pferd gestörte Beziehung zwischen Arzt und Patient verdrängt und supplementiert durch die zwischen Dorfbewohnern und Arzt, und auch dieses Verhältnis ist auf das fehlende Tier gerichtet, wobei das Macht- und Bedürfnisgefüge nun umgekehrt ist: Der Arzt ist auf die Dorfbewohner so angewiesen wie der Patient auf ihn.

Der Landarzt selbst scheint die zentrale Bedeutung dieses ersten, durch das Pferd verkörperten Mangels hochzuspielen, kommt er doch immer wieder auf diese ursprüngliche Beziehung zurück, selbst dann, als sich die Ersatztiere schon längst eingefunden haben. Auch als er zum ersten Mal an der Seite des Patienten steht, denkt er erneut an die seltsamen Umstände, die ihn zu den Pferden geführt haben:

»Ja«, denke ich lästernd, »in solchen Fällen helfen die Götter, schicken das fehlende Pferd, fügen der Eile wegen noch ein zweites hinzu, spenden zum Übermaß noch den Pferdeknecht –« (D 255f.)

Der unheimliche Überfluss an übernatürlichen Pferden ist nun keineswegs beruhigend und auch nur kurzzeitig amüsant. Die ironische Bemerkung des Landarztes, höchst unangebracht im Kontext eines Besuches bei einem sterbenskranken Patienten, unterstreicht nur, dass eine Logik der Supplementarität eingesetzt hat, die zu wuchern und den ursprünglichen Bruch eher zu vergrößern denn zu heilen droht. Wenig später wird der Landarzt dieser originären Ersetzungsszene nochmals gewahr, und diesmal schlägt sein Tonfall ins Lamtierende um:

Was tue ich hier in diesem endlosen Winter! Mein Pferd ist verendet, und da ist niemand im Dorf, der mir seines leiht. Aus dem Schweinestall muß ich mein Gespann ziehen; wären es nicht zufällig Pferde, müßte ich mit Säuen fahren. So ist es. (D 257)

Aufgrund des fehlenden Pferdes steht er nun in der ominösen Schuld eines Fremden. Vielleicht wäre die Situation weniger düster, wäre es ihm gelungen, sich ein Pferd von den Dorfbewohnern zu beschaffen; doch der Umstand, dass der Ersatz von einem mysteriös und wie zufällig auftauchenden Unbekannten kommt, scheint seine missliche Lage noch zu verschlimmern. Seine Unschlüssigkeit angesichts der Frage, ob Vorsehung oder Glück ihm die Pferde zugeführt haben, weist auf die Irrelevanz dieses Themas hin. Sie kommen buchstäblich *ex nihilo* – aus dem leeren Raum einer ursprünglichen Abwesenheit. Die durch ein abwesendes Pferd initiierte Kette von Substitutionen hört hier nicht auf. Wenn das Dienstmädchen Rosa den vom Landarzt für die Ersatzpferde zu bezahlenden Preis darstellt, wie er selbst zu verstehen gibt, dann ist sie Teil dieser Kette, und die Beziehung einer Schuld oder Verantwortung, die der Landarzt ihr gegenüber empfindet, erscheint als Verdoppelung seines Verhältnisses zu dem kranken Patienten. Die Unmöglichkeit, beide Ansprüche zu erfüllen, verweist auf eine Eskalation, eine Aufwärtsspirale des Kontrollverlusts. Mit den Worten des Landarztes:

[...] daß ich diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß, und ich muß es mir mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise in meinem Kopf irgendwie zurechtlegen, um nicht auf diese Familie loszufahren, die mir ja beim besten Willen Rosa nicht zurückgeben kann. (D 257)

Die hier ausgedrückte kaum zu zügelnde Frustration ist ein Symptom für die Art und Weise, in der die schnellen Wendungen des Textes seine Akteure zu überwältigen und die Erzählung vom Kurs abzubringen drohen. Die Pferde, die zu Beginn des Textes den Landarzt so effektiv zu seinem Ziel transportiert zu haben schienen, erweisen sich als zunehmend eigenwillige Kreaturen, die zum Schluss der Erzählung ihrem Lenker die Zügel entreißen. Dementsprechend erscheint das Faktum der Ersetzung des toten Pferdes durch diese Tiere

zunächst harmlos oder sogar von Nutzen, aber die dadurch ausgelöste Proliferation von Substituierungen ist letztlich verhängnisvoll. Die prominenteste und in der Literatur meistdiskutierte ist die Ersetzung des Dienstmädchens durch die so schreckliche wie faszinierende Wunde, die plötzlich in der Seite des Patienten auftaucht. Die mit dem Dienstmädchen durch den expliziten Verweis auf ihre Farbe (»Rosa, in vielen Schattierungen« [D 258]) und dem Rosa des Bisses verbundene Wunde wird – wie Pferd und Dienstmädchen – vorsichtig als vermittelndes Drittes positioniert:

Dann bin ich entkleidet und sehe, die Finger im Barte, mit geneigtem Kopf die Leute ruhig an. Ich bin durchaus gefaßt und allen überlegen und bleibe es auch, trotzdem es mir nichts hilft, denn jetzt nehmen sie mich beim Kopf und bei den Füßen und tragen mich ins Bett. Zur Mauer, an die Seite der Wunde legen sie mich. Dann gehen alle aus der Stube; die Tür wird zugemacht; der Gesang verstummt; Wolken treten vor den Mond; warm liegt das Bettzeug um mich; schattenhaft schwanken die Pferdeköpfe in den Fensterlöchern. (D 259)

Arzt und Patient liegen Seite an Seite und tauschen über die durch die mysteriöse Wunde so zart etablierte Verbindung leise Anschuldigungen und ironische Bestätigungen aus. Der Landarzt bemüht sich nicht einmal, die Wunde zu behandeln oder anhand ihrer etwas zu diagnostizieren; die Funktion eines Zeichens für die Angewiesenheit des Patienten auf den Arzt hat sie längst eingeübt. Stattdessen teilen die beiden nun ein enges Sterbebett – mit der Wunde in ihrer Mitte.

Eine kurze Bestandsaufnahme der Sekundärliteratur würde ergeben, dass die Verwicklungen dieser mit den Pferden beginnenden und in der Wunde kulminierenden Kette von Substitutionen für eine große Menge der zahllosen Forschungsbeiträge zu Kafkas Erzählung verantwortlich sind.<sup>6</sup> Der Text selbst evoziert mit seinem schnellen Rhythmus und seinen nahezu halluzinatorisch anmutenden Szenen eine iterative Struktur, die auf einen ursprünglichen Mangel zurückgeführt werden kann. Dass diese Kette mit dem Ableben des überanstrengten Pferdes des Landarztes beginnt, ist allerdings durchaus diskutabel. Die anfängliche Klage über seine Abwesenheit – »aber das Pferd fehlte, das Pferd« – erscheint zunächst eindeutig, aber die Wiederaufnahme einer Struktur des Fehlens im Schlusssatz des Textes eröffnet eine andere Deutungsmöglichkeit:

Nackt, dem Froste dieses unglücklichsten Zeitalters ausgesetzt, mit irdischem Wagen, unirdischen Pferden, treibe ich mich alter Mann umher. Mein Pelz hängt hinten am Wagen, ich kann ihn aber nicht erreichen, und keiner aus dem beweglichen Gesindel der Patienten rührt den Finger. Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen. (D 261)

Dieser Moment der Klarheit kommt für den Landarzt zu spät – »es ist niemals gutzumachen« –, der aufmerksame Leser aber ist alarmiert. Hier wird deutlich, dass die iterative Struktur nicht von dem Moment eines einfachen Mangels ausgeht und dass es ein bedeutsameres *Movens* für die folgenden Fehlleitungen und Täuschungen gibt: das Fehlläuten der Nachtglocke. Das Problem besteht nicht in der Unfähigkeit des Landarztes, dem Hilferuf in Ermangelung angemessener Transportmittel zu folgen, vielmehr ist der Ruf selbst falsch, ein *Fehlläuten*, und der Versuch einer Antwort bereits eine Fehlleitung. Der Landarzt hat schon in der Mitte der Erzählung auf die Bedeutung der Nachtglocke angespielt: »[M]it Hilfe meiner Nachtglocke martert mich der ganze Bezirk.« (D 257) Die von ihm in Gang gesetzte Ökonomie, die ihn zu zwingen schien, Rosa für die Ersatzpferde aufzugeben, ist damit kein Effekt einer generativen Kraft der Kausalität, auf welche die Irrungen und Wendungen der Erzählung zurückzuführen wären, sondern eher die sekundäre Manifestation einer darunter liegenden Struktur. Diese hätte dann wohl den Charakter eines Selbstopfers: Ein Ruf erfolgt, und die antwortende Person soll nichts Geringeres als sich selbst aufgeben.

Gemessen an der Heftigkeit der letzten Deklaration des Landarztes scheint der von ihm empfundene Betrug wenig mit der Frage nach der praktischen Notwendigkeit und Dringlichkeit des Rufs zu tun zu haben. Obgleich es tatsächlich unklar bleibt, ob und in welchem Maße der Patient oder Rosa ihn brauchen, gelangt diese Frage zum Ende der Erzählung immer mehr in den Hintergrund. Genauso wenig ist der Betrug erklärbar mithilfe einer Kosten-Nutzen-Rechnung, einer Gegenüberstellung all dessen, was er aufgegeben und im Gegenzug im Laufe des Versuches, seine Pflicht zu erfüllen respektive sich von ihr zu befreien, gewonnen hat. Die ominöse Schwere der letzten Worte lässt die Möglichkeit offen, dass nicht dieser spezielle Fall seinen Niedergang verursacht hat, sondern dass er sich bereits vor dieser Nacht, einem Fehlläuten folgend, auf hoffnungslose Missionen begeben musste. Die wahre Quelle der Probleme des Landarztes liegt damit vielleicht nicht in den Schwierigkeiten, die mit seiner Entscheidung beginnen, dem einen Ruf, dem einen Läuten zu folgen, sondern in der gleichsam naturgemäßen Falschheit dieses Kommunikationsaktes. Die genauen Umstände dieser Falschheit bleiben im Text unbestimmt, aber die Korrespondenz des Beginns mit dem fehlenden Pferd und dem Ende mit der fehlläutenden Nachtglocke eröffnet eine präzise Auslotung der komplexen Facetten des Begriffs. Mit diesen zwei Kennzeichnungen präsentiert Kafka zwei verschiedene Dimensionen desselben Wortes: Das *fehl-* in »Fehlläuten« indiziert einen durch das Läuten verursachten oder in ihm selbst liegenden Fehler, während das *fehl-* »in das Pferd fehlt« einen Mangel bezeichnet. Zwischen beiden lassen sich zahlreiche Zusammenhänge konstruieren: Im Grimmschen Wörterbuch wird am Ende des Eintrags zu *fehlen* folgende Verbindung vorgeschlagen: »zwei hauptbedeutungen, des irrens und mangels, deren zweite sich doch aus der ersten leitet, weil der irrende, fehlschla-

gende bedürftig wird und mangel empfindet.«<sup>7</sup> Das irrende Subjekt beurteilt sich selbst als mangelnd, vermutlich im Hinblick auf Standards der Normalität oder Perfektion (im Sinne von Vollständigkeit). Im Falle von Kafkas Nachtglocke verhält es sich aber wohl doch etwas komplizierter. Das Wort »Fehlläuten« bezeichnet keine einfache Fehlfunktion, Unvollständigkeit oder Abweichung, deren Ursprung und Konsequenzen auf das Objekt selbst beschränkt blieben; die durch die Glocken verursachte Verirrung richtet sich auch gegen den, für den die Glocken schlagen, den mitten in der Nacht aus seinem Bett aufgeschreckten Landarzt.

Wenn die fehlläutende und -leitende Glocke einen Mangel im Sinne einer fatalen Diskrepanz oder Differenz hervorbringt, manifestiert sich diese Lücke nicht in den Instrumenten, sondern vielmehr im auf sie antwortenden Subjekt. Der fundamentale Betrug ist vielleicht nichts anderes als eine aufgedeckte Täuschung, denn das Subjekt realisiert schließlich, dass es dazu gebracht wurde, einem Ruf zu folgen, der niemals beantwortet werden kann, und dass der Versuch, die Anforderungen des Rufs zu erfüllen, bedeutet, sich selbst zum Scheitern zu verdammen. Kafkas Landarzt bemerkt allmählich die seltsame Affinität zwischen sich und dem Patienten, mit dem er dann Sterbebett wie Sterbewunsch teilt; und dies ist ein Indiz dafür, dass der von ihm angenommene Berufung deshalb nicht gefolgt werden kann, weil sie nicht von jemandem oder etwas außerhalb seiner selbst stammt. Seine Lage ist durchaus vergleichbar mit der oben skizzierten Situation des Subjekts, dem Verantwortung auferlegt wurde und dessen Niederlage in der Erkenntnis seiner Identität mit dieser Verantwortung bestand. Der Fall des Landarztes erscheint allerdings noch aussichtsloser, denn er wird sich von dieser ursprünglichen Fehlleitung nicht mehr erholen.

\*\*\*

Der Roman *Das Schloss* wie die Erzählung *Ein Landarzt* führen den Leser damit anstelle eines verlässlichen Ursprungs zu einer Urszene der (Fehl)Kommunikation. In beiden Fällen nimmt die Kommunikation die Form einer ungewissen Bestellung, eines ungewissen Rufs an, wobei diese Ungewissheit nicht einfach hinsichtlich der Bedeutung, des Inhalts oder der Gültigkeit des Rufs besteht, sondern in der Frage, ob sie überhaupt – als Ruf – stattgefunden hat. Entsprechend lässt sich keiner dieser Phantomrufe tatsächlich im Text lokalisieren, stattdessen liegen sie zum Anfang der Erzählungen bereits in der Vergangenheit; oder – präziser gefasst – die Erzählungen beginnen vielmehr, als seien die Rufe bereits beantwortet worden, ohne allerdings Klarheit darüber zu verschaffen, ob sie wirklich erfolgt sind. Campos Vorschlag, der Institutionenroman sei »die Antwort auf die Frage nach dem Subjekt« (199), wird kompliziert durch die Schwierigkeiten, von denen die Ruf- und Antwortszene in allen Texten Kafkas betroffen sind. Der so vielen Protagonisten Kafkas

eignende verhängnisvolle Mangel ist nicht einfach Resultat einer formalen Subjektivität, wie sie von den »Fragen und Rufen der Institution« (199) evoziert und erzeugt wird; mit einem solchen Schluss ignorierte man den Umstand, dass diese Rufe ebenfalls Gegenstand oder Produkt einer solchen Kraft sind, die sie ihres Inhalts entleert und sie unwiderstehlich macht. Die institutionellen Adressen in Kafkas Texten haben so vielleicht einen noch prekäreren Status als die vom Subjekt erfolgenden Antworten: Letztere verfügen innerhalb der diegetischen Rahmung zumindest häufig noch über eine vielleicht unglückselige aber dennoch unbezweifelbare Wirklichkeit, während erstere zumeist außerhalb oder an den äußersten Rändern der Texte zu finden sind und immer im Verdacht stehen, recht eigentlich Nicht-Ereignisse zu sein.

Die hier von mir skizzierte Lektüre der Erzählung *Ein Landarzt* steht gewiss noch an ihrem Anfang, und die Analyse der Beziehungen zwischen Institution, Subjekt und Verantwortung bedarf sicherlich einer weitaus ausführlicheren Einlassung als sie hier zu leisten ist. Die hier vorgestellten Lektüreansätze zeigen aber vielleicht indirekt die Virulenz einer Dichotomie, die der Text selbst in der Beschreibung der rätselhaften Wunde präsentiert: Als »dunkel in der Tiefe, hellwerdend zu den Rändern« wird diese dem Leser vorgestellt. Analog dazu ließe sich konstatieren, dass der Text selbst nicht nur hinsichtlich seiner symbolischen Tiefe und Verdichtung gelesen werden sollte, wie dies oft geschehen ist, sondern dass auch seine enigmatischen, peripheralen Markierungen wie etwa die differentielle Symmetrie des Wortes »fehlen« am Anfang und Ende des Textes mitzulesen sind. Selbst eine kursorische Untersuchung dieser Peripherien würde zeigen, dass die von ihnen ausgehende Helligkeit nicht mit Klarheit und Erhellung zu verwechseln ist. Wenn die Ränder des Textes irgendwie hell werden, dann nur, weil sie auf die Instabilität ihrer Konturen, ihre Tendenz zum Exzess und Überborden verweisen. Daraus ließe sich folgern, dass eine Lektüre dieses Textes insbesondere von intertextuellen Erwägungen profitieren könnte. Deshalb möchte ich zum Schluss meinen Blick noch auf zwei solcher möglichen Verbindungen lenken.

Die symmetrischen Probleme hinsichtlich der Adresse der Institution und der Antwort des Subjekts scheinen auf einen gemeinsamen Ursprung, eine fundamentale Grundlage hinzudeuten. Gibt es eine Instanz oder eine Logik, die die Bedingungen bestimmt, unter denen Adresse und Antwort unmögliche Unterfangen werden? Wenn ja, so folgte sie einem Gesetz, einer Institution, die den Beispielen institutioneller Körperschaften in Kafkas Werk vorgängig wäre. Deren Gesetzeskraft läge dann in ihrer absoluten Priorität gegenüber der literarischen Repräsentation selbst. In ihrem Aufsatz »Dreams of Interpretation: On the Sources of Kafka's *Landarzt*«<sup>8</sup> hat Karen Campbell zwischen Kafkas Erzählung und Freuds *Traumdeutung* eine faszinierende intertextuelle Verbindung herausgearbeitet, deren Substrat eine solche Rolle spielen könnte.

Im ersten Kapitel der *Traumdeutung* berichtet Freud über die Arbeit F. W. Hildebrandts, der die Beziehung zwischen Träumen und somatischen Reizen

untersucht hat. Freud zitiert drei von Hildebrandt in diesem Zusammenhang angeführte Träume, die alle einen Zug gemein haben: Sie werden durch den Klang eines Weckers beeinflusst.<sup>9</sup> Im ersten Traum unternimmt der Träumer einen Morgenspaziergang zu einem Nachbardorf, wo er die Einwohner auf ihrem Weg zur Kirche sieht. Er entschließt sich, ihnen zu folgen, sich aber zuvor auf dem Friedhof abzukühlen, und während er die Inschriften der Grabsteine liest, beginnt die Kirchenglocke eindringlich zu läuten, und er erwacht aus dem Schlaf. Im zweiten von Hildebrandt geschilderten Traum findet sich der Träumer in einer Winterlandschaft wieder, wo er an einer Schlittenfahrt teilzunehmen gedenkt, aber noch lange auf den Schlitten warten muss. Als der Schlitten endlich eintrifft, muss der Träumer noch einmal warten, bis die Pferde auch bereit sind. Als diese sich endlich in Bewegung setzen, beginnen die Schlittenschellen so stark zu läuten, dass der Schlafende erwacht. Im dritten Traum beobachtet der Träumende ein Küchenmädchen, das einen Korridor entlang geht und dabei einen Tellerstapel balanciert, der herunterzufallen droht. Der Träumende warnt sie, doch das Mädchen ignoriert ihn und strauchelt, wobei die Teller mit einem lauten Krach zu Boden fallen, wodurch wiederum der Schlafende geweckt wird. In allen drei Fällen erwacht der Schlafende aus diesen »Weckerträumen« vom Klang eines echten Weckers.

Campbell führt vor, wie sich die Kernelemente von Kafkas *Landarzt* mit ein wenig Mühe aus diesen drei Träumen zusammenklauben lassen: Elemente wie die frommen Dorfbewohner, der Schneesturm, die durch die Pferde verzögerte Schlittenfahrt, das Dienstmädchen, der für die Schlittenfahrt bereitete Pelz und andere mehr haben sie tatsächlich gemein. Außerdem stellt Campbell fest, dass Freud Hildebrandt zitiert, um die somatische Erklärung der Träume zurückzuweisen. In einem späteren Kapitel präsentiert Freud dann eine eigene Version des Weckertraumes und eine daraus hervorgehende andere Hypothese. Anstatt auf den Wecker zu reagieren oder ihm zu gestatten, den Traum zu unterbrechen, entscheidet sich das Unbewusste in dieser Variante dazu, das Klingeln fundamental zu verkennen und dem Träumenden so zu einem längeren Schlaf zu verhelfen. Freud exemplifiziert diese so genannten Bequemlichkeitsträume mit einem eigenen Traum:

In einem anderen Traum gelang es mir auf ähnliche Weise, eine diesmal von einer Sinnesreizung drohende Schlafstörung abzuwehren, aber es war nur ein Zufall, der mich in den Stand setzte, den Zusammenhang des Traumes mit dem zufälligen Traumreiz zu entdecken und solcherart den Traum zu verstehen. Eines Morgens erwachte ich, es war im Hochsommer, in einem tirolischen Höhenort, mit dem Wissen, geträumt zu haben: Der Papst ist gestorben. Die Deutung dieses kurzen, nicht visuellen Traumes gelang mir nicht. Ich erinnerte mich nur der einen Anlehnung für den Traum, daß in der Zeitung kurze Zeit vorher ein leichtes Unwohlsein Sr. Heiligkeit gemeldet worden war. Aber im Laufe des Vormittags fragte meine Frau: »Hast du heute morgens das fürchterliche Glockenläuten gehört?« Ich wußte nichts davon, daß ich es gehört hatte, aber ich verstand

jetzt meinen Traum. Er war die Reaktion meines Schlafbedürfnisses auf den Lärm gewesen, durch den die frommen Tiroler mich wecken wollten. Ich rächte mich an ihnen durch die Folgerung, die den Inhalt des Traumes bildet, und schlief nun ganz ohne Interesse für das Geläute weiter.<sup>10</sup>

In Reaktion auf solche Stimuli konstruiert der Schläfer Träume, welche den Reiz anerkennen, es ihm aber erlaube, die unwillkommene Unterbrechung abzuwehren und weiterzuschlafen.

Campbells These ist durchaus gewagt: Das »Fehlläuten der Nachtglocke« hat demnach nicht nur den Landarzt, sondern auch Generationen von Kafkaforschern in die Irre geführt, sei es doch vor allem »an oblique ›in-joke‹ about the whimsical ways and means of dream production«. <sup>11</sup> Man muss von dieser Behauptung über die komischen Untertöne in Kafkas Erzählung nicht überzeugt sein, um zu sehen, dass diese intertextuelle Beziehung interessante Möglichkeiten für die Analyse des Nachtglockenläutens in Kafkas Text eröffnet. Freuds Wecker spielt im Verhältnis zu den entsprechenden Weckerträumen eine Doppelrolle und hat eine eminente Schwellenfunktion inne. Innerhalb der Traumerzählung kann das Klingeln auf verschiedene Weise erscheinen. Es kann strategisch aufgeladen sein mit einer dichten Bedeutung oder einer rätselhaften Funktion, aber all dies ist lediglich ein Trick, um den echten Wecker zu überdecken, eine strategische Substitution, welche die Möglichkeit gewährt, das Klingeln auszublenden und unbeantwortet zu lassen. Das Klingeln selbst manifestiert sich dabei diegetisch nicht. Innerhalb der Traumerzählung kann und darf es nichts bedeuten, weil das, wonach es eigentlich ruft, das Ende eben des Traums ist. Der Wecker kann im Traum deshalb nur ersetzt werden, und eine Antwort auf substituierende Ereignisse oder Gegenstände kann niemals mit einer Antwort auf den tatsächlichen Wecker identisch sein. Dieser fungiert demnach als ein Imperativ, der nicht innerhalb der Traumnarration befolgt werden kann, und bleibt gegenüber der textuellen Ordnung, die eigentlich zu seiner Beantwortung führen soll, heterogen und äußerlich. <sup>12</sup>

Aber was, wenn hier eine andere Logik am Werk wäre, eine, die sich nicht vollständig unter dem Aspekt des Komischen subsumieren lässt? Wenn der Ruf der Verantwortung einen völlig unspezifischen, undeterminierten Charakter hat, wie ich es oben ausgeführt habe, dann eignen sich seine absolute Inhaltsleere und seine Ablösung von jedweden empirischen Sprecher oder Adressaten vielleicht für die Art von parodistischer Nachahmung, die Komik und Gefahr gleichermaßen evoziert.

Das Model einer solchen parodistischen Performance lässt sich unter den Misshandlungserinnerungen finden, aus denen Kafkas *Brief an den Vater* sich zusammensetzt. Es wird vom anklagenden Ich als früheste Erinnerung und damit gleichsam als Urszene misslingender Kommunikation präsentiert:

Direkt erinnere ich mich nur an einen Vorfall aus den ersten Jahren, Du erinnerst Dich vielleicht auch daran. Ich winselte einmal in der Nacht immerfort um Wasser, gewiß nicht aus Durst, sondern wahrscheinlich teils um zu ärgern, teils um mich zu unterhalten. Nachdem einige starke Drohungen nicht geholfen hatten, nahmst Du mich aus dem Bett, trugst mich auf die Pawlatsche und ließest mich dort allein vor der geschlossenen Tür ein Weilchen im Hemd stehn. Ich will nicht sagen, daß das unrichtig war, vielleicht war damals die Nachtruhe auf andere Weise nicht zu verschaffen [...]. Ich war damals nachher wohl schon folgsam, aber ich hatte einen innern Schaden davon. Das für mich Selbstverständliche des sinnlosen Ums-Wasser-bittens und das außerordentlich Schreckliche des Hinausgetragen-werdens konnte ich meiner Natur nach niemals in die richtige Verbindung bringen. Noch nach Jahren litt ich unter der quälenden Vorstellung, daß der riesige Mann, mein Vater, die letzte Instanz fast ohne Grund kommen und mich in der Nacht aus dem Bett auf die Pawlatsche tragen konnte und daß ich also ein solches Nichts für ihn war. (N II 149)<sup>13</sup>

Das Kind scheint nach Wasser zu rufen, aber dies ist lediglich ein Vorwand; die wahre Motivation bleibt dennoch diffus: »teils um zu ärgern, teils um mich zu unterhalten.« Der Ruf, die Bitte sind letztlich »sinnlos« und beschwören eine in ihrer Unverständlichkeit besonders grausame Bestrafung herauf, denn das »Selbstverständliche« des Rufs nach Wasser kann nicht in die »richtige Verbindung« zur Strafe des »Hinausgetragen-werdens« gebracht werden. Diese Unfähigkeit erscheint kaum überraschend: Welche Antwort ließe sich schon in Verbindung bringen mit einem sinnlosen, bedeutungsfreien Ruf? Und welche entspräche einem Ruf ohne Inhalt? Ein nächtlicher Ruf birgt natürlich immer Gefahren und Risiken – für Rufenden und Gerufenen gleichermaßen. In dieser Szene wird nicht der Empfänger, sondern der Sender zu einem »Nichts« reduziert; für Hermann Kafka mögen die im Reagieren auf einen falschen Ruf liegenden Gefahren vernachlässigenswert sein, aber der junge Franz, ein Möchtegern-Landvermesser oder ein einfacher Landarzt müssen dies ungleich vorsichtiger ermesen, kann so ein Ruf doch leicht einmal zu einem unerwarteten Tod führen.

Kafkas Erzählung über Verantwortung, Berufung und die Angewiesenheit auf Hilfe kann immer nur im Scheitern münden, denn der Status der dafür fundamentalen Kommunikationsakte ist niemals mit Sicherheit zu bestimmen. Wenn dieses Kommunikationsgenre – die Adressierungen, Rufe, Bestellungen etc. – dem Konzept des Institutionenromans inhärent ist und zugrunde liegt, dann könnten sich Kafkas Romane für diese Gattung innerhalb des Romans als genauso trügerisches Fundament erweisen wie Goethes *Wilhelm Meister* für den Bildungsroman.<sup>14</sup> Die einzelnen Institutionen in Kafkas Texten sind untrennbar von diesen Apostrophierungsakten und deshalb auch den diese kennzeichnenden Gefahren und Defiziten ausgesetzt. Institutionalität zeigt sich in Kafkas Texten nicht in der Funktion eines vermittelnden Dritten, und genauso wenig erzeugt oder wählt sie einen zuverlässig bestimmbar

sprächspartner oder Anderen als Ursprung einer wohlgesetzten Adresse. Ihre primäre Aufgabe lässt sich von einer Bedeutungsfacetten des Wortes ableiten und betrifft die Struktur der Ursprünglichkeit selbst – als ein Postulierungs- und Setzungsakt, ein jedem individuellen Äußerungsakt vorgängiges *instatuere*. Was in Kafkas Texten als dem Individuum heterogen und ihm zugleich vorausgehend instituiert wird, ist eine Unmöglichkeit der Apostrophe – ein *Fehlen*, das beides bedeutet: *Mangeln* und *Irren*, und das sowohl die Adressierungsversuche einzelner Institutionen wie auch die Antwortversuche individueller Sprecher steuert. Dass das den Text steuernde Gesetz oder die ihn bestimmende Institution sich zu ihm vollkommen heterogen verhalten, ihm äußerlich bleiben muss und in ihm nur in einer Reihe textueller Substitutionen repräsentiert sein kann (wie im Fall des Weckertraums), und dass eine Äußerung immer eine andere Bedeutung haben kann als die zunächst angenommene, oder dass sie auch rein gar nichts bedeuten kann (wie im Fall des kindlichen Rufes nach Wasser) – all dies könnten Axiome sein, die den Bereich der Literatur selbst steuern. In seiner Lektüre eines anderen berühmten Textes aus dem Erzählungsband *Ein Landarzt* stellt sich Derrida die Frage eines Gesetzes vor dem Gesetz, eines »ce qu'il faut au il faut de la loi«. <sup>15</sup> Dieses Gesetz *avant la loi*, vor dem Gesetz, ist – auch nach Derrida – vielleicht koexistent mit der Literatur selbst. Aber dies ist ein irreduzibles Vielleicht, denn die Literatur spielt das Gesetz lediglich – nicht ohne dabei auch mit ihm zu spielen. Oder wie Derrida es in einem späteren Gespräch ausdrückt: »[L]'institution de la littérature reconnaît, en principe ou par essence, le droit de tout dire ou de ne pas dire en disant«. <sup>16</sup> Erkennt sie dies nun an, so muss sie ein schweigendes Gesetz, eine schweigende Institution sein, wäre ihr eigenes Sprechen doch von denselben Unsicherheiten betroffen, die sie als Gesetz niederzulegen trachtet. Wenn die Institution der Literatur spricht, so wird daraus letztlich doch nur ein anderes mögliches *Fehlläuten*. Vor dem Roman der Institution steht also vielleicht eine Institution des Romans, das Gesetz eines Genres, das innerhalb eines allgemeinen Gesetzes der Literatur verankert ist. Diese Institution wird gleichermaßen bestimmt durch einen Status der Vorgängigkeit und die permanente Vorläufigkeit und Dynamisierung eines *In-Frage-gestellt-werdens*; sie bleibt konstitutiv an den äußeren Rändern der textuellen Ordnung. In diesem Grenzbereich muss man die Gründe für die Fehlbarkeit und Fehlerhaftigkeit individueller Apostrophierungsakte in Kafkas Texten suchen. Seine Romane mögen Antworten auf die Frage nach dem Subjekt darstellen, sie sind aber nicht einfach Institutionenromane, schlicht weil diese Frage von einer Institution ausgeht, sondern weil die Institution der Frage sowohl die Repräsentation der in den Texten erscheinenden individuellen wie der institutionellen Körper-schaften determiniert.

## Anmerkungen

- 1 Übers. von Daniel Eschkötter.
- 2 Rüdiger Campe: »Kafkas Institutionenroman. *Der Proceß, Das Schloß*«, in: Rüdiger Campe/Michael Niehaus (Hg.), *Gesetz. Ironie. Festschrift für Manfred Schneider*, Heidelberg: Synchron 2004, S. 197-208. Zitate dieses Aufsatzes werden fortan mit Seitenzahlen im Text ausgewiesen.
- 3 Dieses Wortspiel findet sich bei Malcolm Pasley: »Kafka and the Theme of ›Berufung‹«, *Oxford German Studies* 9 (1978), S. 139-149. Der Artikel gewährt einen sehr nützlichen Überblick über die Behandlung des Themas in einer Reihe von Kafka-Texten, darunter die Romanfragmente und die kurze Erzählung *Ein Landarzt*.
- 4 Franz Kafka: Briefe. April 1914-1917, hg. von Hans-Gerd Koch, Frankfurt/Main: Fischer 2005, S. 297 und Martin Buber: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, Bd. I, hg. von Grete Schaefer, Heidelberg: L. Schneider 1972, S. 491f. Der Brief war nicht publiziert in der von Max Brod besorgten Briefausgabe von 1937. Vermutlich aufgrund dieser Publikationslage wird Kafkas erster Titelvorschlag, »Verantwortung«, in der Forschung eher selten diskutiert.
- 5 Vgl. für einen Überblick Robert Kauf: »Verantwortung. The Theme of Kafka's *Landarzt* Cycle«, in: *Modern Language Quarterly* 33 (1972), S. 420-432. Kaufs Artikel ist meines Wissens auch der erste, der den Inhalt des oben zitierten Briefes diskutiert.
- 6 Eine aktuelle Auswahlbibliographie der Sekundärliteratur zu Kafkas Erzählung findet sich in Elmar Locher/Isolde Schiffermüller (Hg.), *Franz Kafka: Ein Landarzt. Interpretationen*, Innsbruck u.a.: Studien Verlag 2004, S. 298-300.
- 7 *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, 16 Bde., Leipzig 1854-1960, Nachdruck München 1984, hier Bd. III, Sp. 1422.
- 8 Karen J. Campbell: »Dreams of Interpretation: On the Sources of Kafka's *Landarzt*«, in: *The German Quarterly* 60 (Summer 1987) 3, S. 420-431.
- 9 Die drei von Freud zitierten Träume sind zu finden in Sigmund Freud: *Die Traumdeutung. Gesammelte Werke*, Bd. 2., hg. von Anna Freud u. a., Frankfurt/Main: Fischer 1961, S. 29f.
- 10 Freud: *Die Traumdeutung*, S. 238.
- 11 Campbell: *Dreams of Interpretation*, S. 425.
- 12 Dies wäre ein Hinweis auf eine konstitutive Unmöglichkeit der Schließung innerhalb des Textes, ähnlich vielleicht der offenen Wunde in Kafkas Erzählung. Eine Lektüre der Wunde als Zeichen der Nicht-Schließung und eine Interpretation dieser Unmöglichkeit als Quelle für den Verrat finden sich bei Henry Sussman: »Double Medicine: The Text That Was Never a Story: A Reading of Kafka's *Ein Landarzt*«, in: *MLN* 100 (1985), S. 638-650.
- 13 Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Avital Ronell und ihrem an der Brown University gehaltenen Vortrag »Trouble in Parricide, or A Parasite Goes Postal: On Kafka's *Letter to his Father*«. Meine Argumentation bezieht sich außerdem auf ihr Konzept des Rufs in: *The Telephone Book. Technology, Schizophrenia, Electric Speech*, Nebraska UP 1989. Besonders hervorzuheben ist dabei Ronells Analyse der Bemerkungen Heideggers zum *Gewissensruf*, der »aus mir und doch über mich« kommt. (Ebd., S. 26-42)
- 14 Dieser Aufsatz wurde nicht zuletzt angeregt durch einen im Juni 2005 an der Universität Konstanz veranstalteten transatlantischen Workshop mit dem Titel *Bildungsroman – Institutionenroman. Der Goethe- und der Kafka-Effekt*. Einer der durch diese Gegenüberstellung produzierten unheimlichen Effekte verdankte sich der Erinnerung daran, dass *Bildung* und *institutio* dasselbe bedeuten können.
- 15 Jacques Derrida: *Préjugés*. Vor dem Gesetz, Wien: Passagen 1999, S. 63.
- 16 Jacques Derrida, Gespräch mit Antoine Spire, »Autrui est secret parce qu'il est autre«, in: *Le Monde de l'éducation*, 284 (September 2000). Später veröffentlicht in Jacques Derrida/Antoine Spire: *Au-delà des apparences*, Latresnes 2002.

